

Literatur des Auslandes.

N^o 126.

Berlin, Montag den 21. Oktober

1833.

E n g l a n d.

Ueber Monk-Lewis, den Verfasser des Mönchs.

Von Sir Walter Scott.

Die hier folgenden Nachrichten über Walter Scotts Verbindung mit Monk Lewis gehören zu den noch ungedruckten Denkwürdigkeiten über Walter Scott, die dessen Schwiegerohn, Lockhart, herauszugeben beabsichtigt. Die Englischen Biographen geben von dem Leben Lewis sehr unbefriedigende Kunde. In dem allgemeinen biographischen Wörterbuche von Wattius findet sich nun Folgendes: „Lewis, (Mathieu Gregoire) ein schlüpfriger Autor, wurde im Jahre 1773 in London geboren. Sein Vater war Unter-Staats-Secretair des Krieges und besaß reiche Güter in Westindien. Der Sohn erhielt seine Erziehung in der Westminster-Schule, besuchte hierauf das feste Land und ward nach seiner Rückkehr Parlamentsglied, spielte jedoch keine Rolle als solches. Er reiste nach dem Tode seines Vaters nach Jamaica und starb (1818) auf der Rückreise. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) der Mönch, ein schändlicher Roman; 2) das Schloßgespenst, Schauspiel; 3) Adelwone, Trauerspiel; 4) Wintermärchen; 5) die tyrannischen Lehnsherren, ein Roman; 6) Schreckensmärchen; 7) romantische Erzählungen; 8) Denom, Schauspiel; 9) Gedichte.“ Wir lassen jetzt den berühmten Schottischen Dichter selbst auftreten:

„Man begann im Jahre 1788 bereits in Edinburg sich mit der Deutschen Literatur zu beschäftigen, als der herrliche geistvolle Lord Woodhouselen, einer meiner Jugendfreunde, eine ausgezeichnete Uebersetzung von Schillers Räubern verfertigte. Die erste, welche in Großbritannien erschien, obwohl bald darauf eine andere in London — welches damals noch das Monopol der literarischen Neuigkeiten inne hatte — herauskam. Die begeisterte Aufnahme, die jene Uebersetzung fand, vermehrte nun den Geschmack des Publicums für Deutsche Werke. Bald bewies der Erfolg eines sehr jungen Dichters die Möglichkeit, diesen neuen Geschmack zur Aufrechterhaltung unserer Literatur mittelst einer fremden Literatur zu benutzen, wie man etwa zuweilen in der Heilkunde versucht hat, durch Blut-Uebersetzung in den Adern eines alten erschöpften Kranken das Leben und den Umlauf der Jugend hervorzubringen. Der Autor, welcher es zuerst versuchte, etwas von dem Deutschen Geschmacke in unser Schauspiel und unsere Poesie einzuführen, ist jetzt ziemlich vergessen, obwohl seine ersten Arbeiten allgemeines Interesse einflößten. Dies ist Mathieu Gregoire Lewis, von dem ich reden will, da ich ihn gut gekannt habe. Rang und Vermögen waren Lewis schon durch die Geburt zugetheilt. Sein Vater hatte den einträglichen Posten eines Unter-Staats-Secretairs im Kriegs-Departement, und der junge Dichter ward, sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte, mit einem Sitze im Parlamente ausgestattet. Aber sein Geist war der Politik wenig zugewandt, wenigstens stimmten seine Ansichten nicht mit denen seines Vaters, der Pitts Verwaltung zugethan war, überein. Er war überdies träge, und wiewohl er Einsicht genug besaß, um, wenn er gewollt hätte, in der ersten Literatur Glück zu machen, zog er dennoch eine Gattung vor, die ihm unmittelbaren Erfolg versprach. Nachdem er auf dem Festlande seine Erziehung beendet hatte, bereiste er Deutschland, die Heimath der Feen und des Teufelwesens, und hatte hierdurch Gelegenheit, seinem Geschmacke für das Außerordentliche und Uebernatürliche nachzugeben, obgleich er auch nicht verabsäumte, das Trauerspiel und die romantische Dichtung der Deutschen zu studiren. Was wir bewundern, pflegen wir nachzuahmen, und so machte sich auch Lewis bald nach seiner Rückkehr durch einen Roman im Deutschen Geschmacke bekannt: der Mönch. Als er dieses Werk, welchem die morgenländische Erzählung des Santon Barsisa zu Grunde liegt, schrieb, war er nicht älter als 20 Jahr. Lewis führte übernatürliche Wesen ein, und zwar mit einem lähnen des Lesers Aufmerksamkeit sichernden Vertrauen zu seinen Kräften; ungeachtet einige allgemeine Einwürfe gegen die Gattung gemacht und das Werk selbst hier und da getadelt werden konnte, erhob der Mönch dennoch seinen Verfasser zu einer ausgezeichneten Stelle in der Literatur. Es war kein gewöhnliches Werk, und der schwer zu befriedigende Fox durchschritt den Saal des Unterhauses, um dem jungen Autor zu einem Erfolge Glück zu wünschen, welchem auch andere ausgezeichnete Männer jener Epoche ihren Beifall zollten.

Die Partei, welche sich für den Mönch erklärte, war auf dem Kampfsplatze der Kritik anfänglich die stärkere, und es verging einige Zeit, bevor der anonyme Verfasser (Mathias) der pursuits of lit-

terature das Wunderhafte in Lewis Roman als kindisch und abgeschmackt bezeichnete:

I bear an English heart

Unused at ghosts or rattling bones to start.

„Ich trage ein Englisch Herz im Busen, unverzagt vor Gerippen und Medusen.“ Aber dieser gelehrte sinnreiche Kritiker bleibt sich nicht treu, wenn er die Magie der Italiänischen Dichter lobt und Mistress Madelisse wegen des Erfolges bei dem Gebrauch eben jener übernatürlichen Mittel rühmt, die er bei ihrem jungen Nebenbuhler so streng tadelt. Begründeter war der Tadel gegen die anstößige Freiheit einiger Stellen des Mönchs. Man wird mich wohl nicht als den gefälligen oder theilnehmenden Verteidiger eines Fehlers betrachten, der der Anständigkeit eben so wenig geziemt, als der guten Erziehung; Lewis aber hatte ohne Widerrede und gern auf die Zurechtweisung der Rezensenten die getadelten Stellen in einer zweiten Ausgabe gestrichen, so daß wir nicht umbin können, wenig Großmuth und redliche Gesinnung darin zu finden, daß man trotz dieser hinreichenden Verbesserung auf dem Tadel bestanden hat. Man scheint wirklich etwas Anderes als die Besserung des Autors gewollt zu haben. Da seine Jugend, seine auswärtige Erziehung und seine schnelle Gelehrigkeit die Wuth der Kritiker nicht zu besänftigen vermochten, so darf man sie jenem Richter vergleichen, dessen Strenge zu dem Sprichwort Anlaß gegeben: „Gestib' und werde gebangen.“ Wie viele eben so strafbare Schriftsteller als Lewis haben ohne Widerruf Verzeihung erhalten! Um einem dahingegangenen Freunde volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, führe ich Folgendes an, was er zu seiner Vertheidigung am 23. Februar 1789 an seinen Vater geschrieben:

„Lieber Vater! Ungeachtet meiner Ueberzeugung, daß das gegen den Mönch erhobene Geschrei Ihnen nicht den kleinsten Zweifel an der Rechtheit meiner Gesinnung oder der Reinheit meiner Prinzipien einflößen werde, sehe ich doch ein, daß Sie mit Mißvergnügen wahrgenommen, wie einige Personen weniger nachsichtig gewesen sind. Wenn ich Ihnen heute schreibe, so geschieht es, um Ihnen meinen Kummer darüber auszudrücken, daß ich Ihnen auf diese Art Verdruß bereitet, und Ihnen zu versichern, daß es nicht zum zweiten Male geschehen soll. Ihnen die mindeste Unannehmlichkeit verursacht zu haben, wäre für mich ein hinlänglicher Grund, die Herausgabe der ersten Auflage des Mönchs zu bedauern; aber ich habe deren mehr, die, wenn auch minder stark, doch gleich entscheidend sind. Ich finde, daß ich mich zu sehr auf mein eigenes Urtheil verlassen habe; von der Unschuld meines Zweckes überzeugt, untersuchte ich zu wenig, ob ich es auch von der der Mittel seyn darf; und in mehr als einer Hinsicht muß ich mich großer Unklugheit anklagen. Doch sey mir zu bemerken erlaubt, daß man von einem zwanzigjährigen Jünglinge nicht viel Klugheit erwarten darf. Aus Unerfahrenheit unterschied ich nicht, was Andere verlesen könnte; sobald ich aber die Wirkung, die ich hervorgebracht, wahrgenommen, sah ich das Buch sorgfältig durch und strich bis auf die kleinste Silbe Alles, was als unsittlich ausgelegt werden konnte. Dies war übrigens nicht schwer, da die Kritik bloß gegen zu starke Ausdrücke oder übel gewählte Wörter gerichtet war, nicht gegen die Gesinnungen, die Charaktere und die allgemeine Tendenz des Werkes. Müßte ich beweisen, daß mein Gegenstand an sich tadelstreu ist, so würde ich mich auf Addison berufen; die Moral und die Skizze des Mönchs nahm ich aus einer Allegorie, die er in den Guardian einrückte, und an welcher er eben so sehr die Erfindung als den sittlichen Zweck lobt. Unglücklicherweise war ich der Meinung, daß mein Gemälde desto wirksamer werde, je mehr ich die Farben überlade; es fiel mir nicht ein, daß, wenn ich das Laster in seinem kurzen Siege darstellte, ich eben so viel Böses stiften könnte, als seine Schande und Lücklichkeit Gutes stiften. In der That, viel Gutes bewirken war es nicht, was ich von meinem Buche erwartete, da ich stets der Meinung war, daß unser Betragen von unserem Gemüth und Charakter abhängt, nicht aber von Büchern, die wir lesen, oder von Lehren, die wir ausdrücken hören. Allein ohne zu hoffen, daß ein leichtfertiger Roman, die Arbeit eines jungen Mannes von zwanzig Jahren, eine besonders nützliche Lektüre sey, war ich doch überzeugt, kein gefährliches Buch aus einem von einem unserer besten Moralisten gelieferten Gegenstande machen zu können, in dessen Ausführung ich keinen einzigen Umstand oder Charakter einführte, bei welchem ich nicht irgend eine allgemein genehmigte Maxime in glänzendes Licht zu stellen beabsichtigt hätte. Es war mir daher eine große Ueberraschung, mich zum Gegenstande solcher Mißbilligung gemacht zu sehen u. s. w.“

Nach warf man es dem Verfasser des Mönchs als eine Sünde vor, daß er Musäus und den anderen Volksmärchen der Deutschen die sonderbare und originelle Erzählung der blutigen Nonne entlehnt habe. Allein die Kühnheit und die Leichtgläubigkeit, mit welcher Lewis einige Schreckens-Austritte gezeichnet hat, die bald auf natürliche, bald auf übernatürliche Weise herbeigeführt sind, beweisen, daß das Plagiat nicht aus Mangel an Erfindung, sondern höchstens aus Faulheit geschah, wenn dies nicht selbst berechnet war.

Trotz aller Kritiken wurde der Mönch ein so viel gelesener Roman, daß er in unserer Literatur eine Epoche zu bilden schien; das Publikum war aber hauptsächlich von der Poesie ergötzt, die Lewis in seine Erzählungen einwebte. Heute freilich, nach so vielen Umwälzungen in unserem literarischen Geschmacke, sind das vergessene Dinge; aber ich bin es wohl nicht allein, der der Wirkung gedenkt, welche die schöne Ballade Durandarte hervorbrachte, die das Glück hatte, einer eben so rührenden als sanften Arie angepaßt zu werden; ferner Alonzo und Imogen, nebst anderen Legenden, die damals alle Reize der Neuheit und der Einfachheit besaßen. Lewis war in Prosa und Poesie ein glücklicher Nachahmer der Deutschen in Folge seiner Liebe zu den alten Balladen und der abergläubischen Farbe, die er ihnen lieb. Eine neue Anordnung der Stangen und eine größere Mannigfaltigkeit des Versbaues wurden in seinen Erzählungen gleichfalls beliebt, als eine neue Saite in der Englischen Harfe. Besonders günstige Aufnahme fand in dieser Beziehung der Rhythmus von dem braven Alonzo. Kurz, Lewis Arbeiten wurden bewundert und der Autor berühmt, nicht allein wegen seines eigenen Verdienstes, obwohl er kein mittelmäßiges Talent war, sondern weil er gewissermaßen das Publikum durch Ueberraschung gewonnen hatte, indem er sich eines Stiles in seinen Darstellungen bediente, der gleich dem Volksmelodien so sehr dem allgemeinen Geschmacke zusagt, daß der Mißbrauch der Nachahmer ihn kaum ermüden kann; er darf nur eine Weile vergessen seyn, um plötzlich alle seine ursprüngliche Popularität wiederzuerhalten.

Lewis stand auf dem Gipfel seines Ruhmes, als er jährlich eine Reise nach Schottland zu machen pflegte aus Anhänglichkeit an die erlauchte Familie Argyle. Ich hatte das Glück, dem ausgezeichnetsten Schriftsteller seiner Zeit durch eine Dame aus jener Familie (Lady Charlotte Bury) vorgestellt zu werden, die an Schönheit und an Geist gleich reich war. Diese allmählig zu vertrauter Freundschaft gewordene Bekanntschaft hatte die Folge, aus mir, der ich damals ein junger Advokat war, einen Dichter Schottischer Balladen zu machen; sie entschied über die Zukunft meines Lebens. In meiner frühesten Jugend hatte ich mit Liebe die alten Balladen studirt, und noch lebt in meiner Erinnerung der Baum, unter welchem ich, lässig hingestreckt, Percys bezaubernde Fragmente alter Poesie zu lesen begann; ich glaube ihn wiederzusehen, jenen morgenländischen Platanenbaum, obgleich er längst in der Sterblichkeit untergegangen, die alle Platanen von demselben Ursprunge betroffen hat. Er war in einem großen Garten angepflanzt, welcher zu der Pachtung Kelso gehörte, dem Aufenthalte meiner väterlichen Tante, wo ich die glücklichsten Tage meines Lebens zugebracht habe.

Der Geschmack eines Anderen hatte meine Liebhaberei zu dieser Art von Legenden-Dichtung ungemein belebt, nie aber hatte ich bis dahin daran gedacht, das, was mich so ergötzte, nachzuahmen. Zwar hatte ich auf dem Gymnasium zu Edinburg, so gut wie die Anderen, Uebersetzungen, die die Lehrer uns empfahlen, in Verse gebracht; aber ich ärndete wohl Lob wegen meines Eifers, jedoch selten wegen der Art, wie ich meine Aufgabe löste, und es kränkte mich sehr, wenn meine Verse denen glücklicherer Dichter gegenübergestellt wurden. Einmal vermaß ich mich, auf einen Sturm ein Gedicht zu machen, das Beifall fand, bis ein boshafter Genius mit einem Blaustrumpf, die Frau eines Apothekers, zu behaupten sich erdreistete, mein Meisterstück sey aus einem alten Magazin gestohlen. Diese kränkende Beschuldigung habe ich niemals vergessen, und noch jetzt, muß ich gestehen, fühle ich einigen Groll gegen die arme Frau. Gewiß sie hatte Unrecht, wenn sie mich beschuldigte, daß ich meine Wesen fertig gestohlen hätte; allein nach der Weise der meisten unzeitigen Dichter hatte ich alle Worte und die Gedanken zu meinen Versen abgeschrieben; im Grunde hatte die Dame Recht. Solchergehalt vertragen, wie die Eisker der Fabel, die sich mit den Federn des Pfau geschmückt hatte, machte ich wohl trotz der Apothekerfrau noch einige Versuche, aber ein und der andere Freund rietben mir stets, meine Reimerei ins Feuer zu werfen, und ich folgte wie Dorax in Shakespeares Lustspiel, wenn auch schweren Herzens. Kurz, ausgenommen den gewohnten Tribut an die Augenbrauen der Geliebten, welches mehr die Sprache der jungen Liebe als der Poesie ist, hatte ich seit zehn Jahren Liebe und Laube nicht zu Triebe und Laube gereimt, als ich durchdrungen von Lewis Rubai und in der Uebersetzung, daß ich ihn an allgemeinen Kenntnissen, wenn auch nicht an dichterischer Begeisterung, übertriffe, mir auf einmal in den Kopf setzte, in der Gattung von Gedichten, die ihn so hoch gestellt hatte, selbst Uebungen zu machen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- A dictionary of practical medicine. (Wörterbuch der ausübenden Arzneykunde.) Von Dr. Copland. Abthg. II. Pr. 9 Sh.
History of modern Europe. (Geschichte des neueren Europa.) Von Russell. Neue Ausgabe. 4 Bde. Pr. 2 Pfd. 12 Sh.
Select passages etc. (Ausserlesene Stellen aus Virgil's Georgica und Lucan's Pharsalia.) Von A. W. Wallis. Pr. 5 Sh.
The oriental annual. (Orientalisches Jahrbuch auf das J. 1834.) Pr. 21 Sh.
The prose works of John Milton. (Milton's prosaische Werke.) Pr. 25 Sh.

Tribute of filial sympathy. (Tribut kindlicher Liebe.) Von Morrison. Pr. 4½ Sh.

Frankreich.

J. J. Rousseau.

Ein Charakterbild von E. Lermier.*)

Alles nahm sich heiter in Literatur und Philosophie aus, die Zeit schien guter Dinge, und im Gesellschafts-Zustande ging es nicht minder lustig her: da zeigte sich eines Tages in den Salons von Paris ein Mann von fremdartiger und schwermüthiger Gestalt; er trug nicht den allgemeinen Zuschnitt, noch das gewöhnliche Ansehen, und seine Unterhaltung, so wie seine erste von ihm bekannt gewordene Schrift, bezeichneten ihn als ein bizarres Talent. Man hieß ihn indeß willkommen, und die Koterieen bemühten sich sogar, ihn an sich zu ziehen; er aber wies mit einer mißmüthigen Hartnäckigkeit alle Annäherungen von sich. Er wollte allein seyn, um frei zu seyn, — ein den Interessen des Menschengeschlechts geweihter Einsiedler. Es war J. J. Rousseau. —

Man kann wohl sagen, daß es auch schon vor dem Erscheinen Rousseau's der Französischen Sprache nicht an Künstlern gefehlt hat. Bossuet, der Theolog, Historiker und Politiker, hatte die Sprache wie ein König beherrscht, aber der ihm eigenthümlichen Schwermüth fehlte es doch an Originalität; wenn er klagt, so that er es mit Jeremias; wenn er über die Wankelmüthigkeit der Völker eifert, so stützt er sich auf die Propheten, und auf diese Weise findet man mitten in seinen majestätischen Schmerzen immer etwas Ueberliefertes. Fenelon ist zwar mehr Original, aber man sieht aus seiner Prosa im Grunde doch nur die Kirchenväter und ihre Autoritäten hervorschimmern. Diderot ergeht und zerwirft sich in Exclamationen, zeigt sich immer mit einem leuchtenden Gesicht und entwindet sich am Ende durch enthusiastische Erhebung dem Schmerz. Mit Rousseau aber treten wir jetzt in eine völlig unbekannte Welt ein. Seine Größe ist ohne Analogie mit irgend einer vorübergehenden. Diese Melancholie, diese tiefe Nacht, dieser stechende Schmerz, diese Hoffnungslosigkeit, dieser Zuversicht auf ein anderes Leben, dieser herbe Skeptizismus, dieser Durst nach Gott, diese bei aller Zerissenheit sich doch genügende Persönlichkeit, diese Unkunde und diese Verachtung der Geschichte, dies Verwerfen aller Autorität, dies Trachten nach menschlicher und natürlicher Freiheit, diese Logik und diese Widersprüche, diese farbentrichen Materieen, diese pathetische Kleinmüthigkeit, alles dies war in einer solchen Verschmelzung noch nie da gewesen. Man lebt indeß nicht ungestraft mit Rousseau; er reißt eine Seele an sich und läßt sie nicht wieder, nachdem er sich einmal ihrer bemächtigt; er umwindet sie, macht sie neu lebendig, bezaubert und verschlingt sie. Seine Schreibart taucht uns in alle Dualen und Entzückungen zugleich ein; es ist wie ein glühender Trank, der durch unsere Adern strömt; es ist wie ein köstlicher Westwind, der uns die Sinnen anhaucht. Ein solcher Mensch, mit dieser Nacht begabt, steht, indem er sich verzehrt und verglüht, doch wie ein unsterbliches Opfer auf dem Altar der Dienstebarkeit da.

Die Natur fand an ihm in der Französischen Literatur zum ersten Mal einen ihr sich weihenden begeisterten Dichter. Rousseau liebte in seiner Jugend lange Spaziergänge, auf denen er sich müßiger Träumerei hingeben konnte; er erquickte seine Augen und seine Seele gern an dem Anblick einer frischen Landschaft, er liebte die einfachste Blume und suchte in ihrem Kelch die Offenbarung eines Gottes. Der Anfang der Morgenröthe füllte sein Auge mit Thränen, und wenn der Mond, die Wolken bestiegend, die Himmel durchwanderte, neigte er in süßer Melancholie sein Haupt. Ich kann ihn mir denken, wie er sich sein Eden auf der kleinen Insel St. Pierre schuf, wie er auf einem Kahn den Fluß hinunterglitt und mit seinen Gedanken dem Strome folgte, wie er sich am Duft der Blumen und den Liedern der Vögel satt trank und durch seine Träume die Zauber der Natur noch verschönte. Buffon schrieb zu derselben Zeit seine Naturgeschichte der Erde und der Wesen, die sie beleben und zieren; die Wunder der Schöpfung empfingen bei ihm durch die Gewalt der Darstellung gewissermaßen ihr zweites Daseyn, und die Natur spiegelte sich, wie in einem reinen Kristallglase, in dem Stil dieses Schriftstellers. Aber Buffon unterrichtete eigentlich nur, während Rousseau seine vernüchternen Zeitgenossen durch die Lebhaftigkeit der von ihm ausgehenden Eindrücke in der That zu einem wahren Kultus der Naturschönheiten wieder zurückführte, und dies mußte für einen Gesellschafts-Zustand, wo man nur in den Boudoirs philosophirte und Bäume und grüne Kluren bloß in der Dyer aussuchte, nothwendig von bedeutenden Folgen seyn. Es gab wohl keine Familie, in der sich nicht ein junger Mann befunden, welcher sich aus den Schriften Rousseau's seine Empfindungen und Freuden geholt. Ein solcher Jüngling suchte dann gern die Einsamkeit auf, um am Ufer eines rieselnden Baches, an einer heimlichen Waldstelle, oder am Abhang eines Hügel's jede Zeile und Seite jener Bücher wieder und wieder zu lesen, welche die Kräfte seines Herzens gestärkt und verdoppelt hatten. Auf Rousseau ist dieser ganze süße Romantismus, diese schwärmerische Natur-Extase unserer frühen Jugend zurückzuführen, aber freilich, wenn wir Männer und älter werden, vertauschen wir Feld und Natur lieber mit Gesellschaft, Geschichte und Ehrgeiz.

*) Aus dessen kürzlich erschienener Schrift: De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle. Ueber den Einfluß der Philosophie des 18. Jahrhunderts auf Gesetzgebung und Gesellschafts-Verhältnisse des neunzehnten. Paris, 1833. Wir werden aus diesem Werke des unseren Lesern schon durch andere interessante Schriften bekannten Herrn Lermier, der sich eben in Berlin befindet, mehrere Ansichten über Französische Schriftsteller mittheilen, ohne sie darum, wie dies sich wohl bei den meisten von diesen Blättern wiederholten fremden Urtheilen von selbst versteht, durchgehends zu theilen.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß Rousseau, so gewaltig auch seine Darstellung ist, doch eigentlich nur die Hälfte seiner selbst darin offenbart und mitgeteilt hat. Sein Herz war ein zu tiefer und unerforschlicher Abgrund von Gefühlen, und was darin glühend auf und nieder wogte, konnte nie völlig und erschöpfend heraustreten. Während aber die Natur für Rousseau zum Kultus geworden, während Darstellungskunst und Musik die beiden Instrumente waren, auf denen er seine Seele spielen ließ, war doch sein eigentliches Studium der Mensch. Rousseau entwarf Grundzüge einer neuen Erziehung. Fenelon hatte bereits in seinem Telemach den Typus einer idealen Vollkommenheit hingestellt; gewandte Anweisungen und eine geschickte Vermischung des Ueberlieferten mit neu hinzugefügter Erfindung machten den Roman des Erzbischofs zu einer interessanten Lektüre, die zu gleicher Zeit royalistisch und volkstümlich war. Er hat dem Rousseau gewissermaßen die Bahn gebrochen, und man kann den Telemach wohl mit dem Emil zusammenstellen. Der Unterschied zwischen beiden Werken verhält sich aber wie ein Fortschritt zu einander. Emil ist kein Königssohn, wie Telemach, sondern aus der Mitte des Volks hervorgegangen; er ist kein Heros, sondern ein Mensch. Jean-Jacques will diesen Knaben zu einem guten, einfachen und freien Mann erziehen und um keinen Preis in der Welt einen Höfling oder Akademiker aus ihm werden sehn; kurz, er hat die Absicht, in seinem Jahrhundert die Gedankenkraft und Energie des Stoizismus wieder zu erwecken. Viel war es aber schon, daß er die menschliche Freiheit aufrief und sie siegreich über dem Leben emporzuhalten strebte.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert war der Glaube, ich will nicht sagen an den Katholizismus, sondern an das Evangelium selbst, als die göttliche Richtschnur der Menschheit, bedeutend erschüttert worden. Er lebte indeß noch in den Gemüthern derjenigen, denen die heilige Ungläubigkeit eines Voltaire und Diderots Pantheismus nicht genügt hatten, obwohl auch in diesen nicht ungetrübt und ohne schmerzliche Zweifel. In Rousseau personifiziert sich dies Schwanken zwischen Evangelium und Philosophie am auffallendsten. Er bewegt sich zwischen dem offenbarten Wort und dem Deismus unslät hin und her; oft, nachdem er sich über die Unabhängigkeit des Gedankens exaltiert hat, sieht man ihn wieder in Ermattung zu den Füßen des Kreuzes niedersinken; bald aber erhebt sich seine Vernunft wieder, empört sich und will es für sich allein unternehmen, den Weg zu Gott zu finden, doch ein neuer Deismus entsteht, ein partheischer Deismus, der durch sein Gemisch von Unentschiedenheit und Gläubigkeit nur um so gefährlicher und ansteckender ist. Rousseau hat am meisten unter allen Schriftstellern den traditionellen Glauben in den Gemüthern wankend gemacht, indem er zeigte, wie man erhaben und großartig von Gott sprechen kann, ohne sich auf den Pomp der katholischen Phrasologie zu stützen. So erregte und gründete er in den Herzen das religiöse Gefühl mit einer Macht der Beredsamkeit, deren Reue selbst einen Bossuet zu Boden geschlagen haben würde.

Aber neuer und eigentümlicher steht Rousseau doch noch in einer anderen Beziehung da. Er war der einzige in seinem Jahrhundert, der, eben so wie er die Natur des Menschen und die Größe Gottes begriffen, so auch den Begriff des Staates völlig erkannt hat. Ausgehend vom Menschen und einer durchaus stoischen individuellen Freiheit, erhob sich Rousseau von da zur Freiheit des Gesellschaftszustandes. Nicht die Geschichte aber ist seine Richtschnur, sondern die philosophische Natur der Dinge. Für ihn beruht die Gesellschaft auf einem Vergleich Aller, auf einem Kontrakt, welcher die Souveränität gründet, und die Souveränität beherrscht wieder die regierenden Oberbehörden. Ein wahres Gedicht ist dieser Contrat social, worin der Gesetzgeber des Volkes, unbelümmert um die Gegenwart, mit Verachtung der Vergangenheit und ohne ein bestimmtes Bewußtsein der Zukunft, seine logischen Deductionen ausspinnt und Alles nach seinem Gedanken tanzen läßt, den er jeder Autorität und Tradition gleichstellt.

So hat Rousseau — wenn wir sein Bild zusammenfassen wollen — in seinem Jahrhundert einen Kultus der Natur und der Schönheiten der Schöpfung gegründet; er hat bisher noch unbekannte Quellen großer und reiner Gemüths- Erhebungen eröffnet. Er hat die Rechte der menschlichen Natur und der Freiheit jedes Einzelmenschen wieder geltend gemacht. Er hat das Bewußtsein Gottes wiederhergestellt und eine brennende Liebe zu Gott entzündet; aus den Trümmern des Glaubens hat er das religiöse Gefühl gerettet und die Aussicht einer ewigen Zukunft wiedergezeigt. Er ist der Urheber einer neuen Politik geworden und hat das Prinzip der Volks-Souveränität in die Köpfe der Franzosen gebracht.

Hat er nicht eine große Gewalt besessen? Wer daran noch zweifeln wollte, höre nur das Geschrei und die wüthenden Angriffe der Kirchen-Schriftsteller und der Konservativen. Man hat Rousseau einen Sophisten genannt, und doch hat der Sophist den Gesellschaftszustand umgestaltet; man hat ihn einen Abt gescholten, und der Abt hat alle Geister entzündet! Manche Andere haben in den letzten Jahren eine ansehnliche Verachtung gegen Rousseau blicken lassen wollen; sie gestehen ihm zwar einige Wärme zu, sprechen ihm aber dagegen allen philosophischen und politischen Geist ab. Wir müssen indeß immer noch die Werke erwarten, welche die Feinde durch ihre Ueberlegenheit vergessen machen werden. Keine Bedingung zur Unsterblichkeit hat unserm Rousseau gefehlt, weder die Verfolgungen der Kirche, noch die lächerliche Verachtung einiger Halbdeuter, noch die Undankbarkeit des Vaterlandes. Denn nur mit verunglimpftem Namen, verfolgt, schiffbrüchig geht man in den Tempel des ewigen Ruhmes ein.

Bibliographie.

L'atelier d'un peintre. (Das Atelier eines Malers.) Scenen

aus dem häuslichen Leben, von Madame Desbordes Valmore. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Deuxième chute de Napoléon. (Der zweite Sturz Napoleons.) Von Ed. Allég. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Des fièvres etc. (Von intermittirenden und immerwährenden Fiebern.) Von Raymond Faure. Pr. 3 Fr. 50 Cent.

N o r d - A m e r i k a.

Die Türkei, nach der Darstellung eines Nord-Amerikaners.*)

In der jetzigen Zeit, die eine nahe Krisis für die Herrschaft der Türken in Europa zu verkünden scheint, hat ein Bericht über die Eindrücke, die ein Aufenthalt in der Türkei, nicht etwa auf einen Engländer, Französischen, Deutschen oder Russischen Reisenden, sondern auf ein Individuum vom neuen Kontinente gemacht hat, das wenigstens nicht mit Europäischen Augen sieht, ein zwiefaches Interesse. Das Ergebnis der vorliegenden Beobachtungen eines Amerikanischen Reisenden ist sowohl für den Sultan, als für seine Unterthanen günstig; desto ungünstiger aber für die Griechen und ihre Sache. Dies darf uns um so mehr Wunder nehmen, als der Verfasser jede Gelegenheit ergreift, wo er gegen das Königtum republikanische Glossen machen kann. Abgesehen von dieser Marotte, ist seine Erzählung lebhaft und unterhaltend. Nach so vielen zum Theil sehr gebaltreichen Werken, die in neuerer Zeit über denselben Gegenstand erschienen sind, stand es zwar nicht in der Macht des Verfassers, uns irgend etwas Allgemeines von besonderer Neuheit und Wichtigkeit mitzuteilen; aber er hat Alles gethan, was er konnte, um das Interesse des Lesers durch viele anziehende Details rege zu erhalten.

Ehe wir den Verfasser nach Konstantinopel begleiten, erlauben wir uns, dasjenige auszuwählen, was er über die Schwierigkeiten der Passage durch die Dardanellen sagt. Die Nützlichkeit-Berechnung, die der Amerikaner niemals unterdrücken kann, macht sich schon in dieser Einleitung geltend.

„Eine unausgesehte Strömung nach dem Mittelländischen Meere, die in Zeit von einer Stunde eine bis vier Meilen zurücklegt, ist ein großes Hindernis für den Verkehr. Da der Wind meistens mit dem Strome gleiche Richtung hat, so werden die Schiffe nicht selten wochenlang aufgehalten. Ein Amerikanisches Schiff mußte im vergangenen Jahre einen vollen Monat, ein Oesterreichisches gar 38 Tage lang auf günstigen Wind warten. Hier würden zwei oder drei tüchtige Dampfböte sehr willkommen und eine herrliche Speculation für die Eigenthümer seyn. Der ganze Raum, welcher die Dienste eines Dampfsbootes erheischt, beträgt nur fünf Meilen, und zwei Schiffe wären hier ausreichend, ja sie könnten noch eine tägliche Communications-Linie zwischen Konstantinopel und Smyrna bilden. Die gegenseitige Entfernung beider Orte zu Wasser beläuft sich nur auf 300 Meilen, und Schiffe, die nach dem Modell unserer Böte auf dem Hudson-Flusse gebaut wären, könnten diese Fahrt in 24 Stunden vollenden.“

In Bezug auf den regierenden Sultan sagt unser Reisender:

„In den heißen Monaten verweilt Mahmud zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten, die der Bosphorus bespült, und bringt viele seiner Abende mit Exkursionen auf dem Wasser zu. Seine Lebensweise ist sehr einfach, und seine Ergötzlichkeiten beschränken sich hauptsächlich auf Reiten, Fischen und Vogenschießen. Er soll der anmutigste und unerschrockenste Reiter in seinen Staaten seyn. Wie alle seine Unterthanen, ist Mahmud äußerst mäßig im Essen, und ein Bramter seines Haushalts hat mir versichert, daß die täglichen Ausgaben für seine Tafel selten zehn Piafter (etwa 50 Cents — 21 Silbergroschen) übersteigen. Aus dieser und anderen Angaben glaube ich schließen zu können, daß der jährliche Aufwand des Großherren nicht bedeutender sey, als der des Präsidenten unserer Vereinigten Staaten.“

Seine militairischen Reformen sind auf recht unterhaltende Weise dargestellt:

„In der Nähe eines kleinen hölzernen Gebäudes, nicht weit vom Ufer, wo wir Halt machten, um eine Pfeife zu rauchen und Kaffee zu trinken, waren wir Zeugen einer Scene, die solchen Veteranen im New-Yorker Militairdienste, wie uns, vielen Spaß machen mußte. Zwei Soldaten standen an diesem Fleck Schildwache, und da ihr Dienst nicht sehr mühselig war, setzten sie sich mit überhängenden Beinen an den Strand und machten Jagd auf Fische. Man konnte ihnen jedoch nicht zum Vorwurf machen, daß sie ihren Posten verlassen hätten, denn ihre Musketen steckten ein paar hundert Schritte weit davon im Grase und thaten den Dienst für ihre Herren. Da man allgemein von Unzufriedenheit unter den Truppen spricht, so schickten wir unseren Führer an diese Fischerei-Dilettanten ab, um sie zu sondiren. Sie gestanden ihm, daß sie mißvergnügt seyen, aber nicht wegen des Soldes, den sie für gut genug erklärten, so oft sie das Glück hätten, ihn zu erlangen, sondern deswegen, daß sie ohne anderen Mund-Vorrath, als ihre Ration Brod, auf die Wache ziehen müßten. Sie bemerkten jedoch, in wenigen Tagen sey ihr Wachdienst vorüber, und dann würden sie in ihren Barracken die volle Ration Brod und Fleisch bekommen. Diese Soldaten müssen recht übermüthige Kerle gewesen seyn; denn die arbeitende Klasse, deren Anstrengung recht kräftiges Essen erforderte, begnügt sich alle Tage mit Einer Mahlzeit, die aus einem kleinen Brode und einem Stück Wasser-Melone oder einem Paar schwarzen und bitteren Oliven besteht. Bei der Untersuchung ihrer Gewehre, die sie uns

*) Sketches of Turkey in 1831 and 1832. (Skizzen aus der Türkei.) Von einem Amerikaner. New-York und London, 1833.

bereitwillig in die Hand nehmen ließen, fanden wir, daß sie von Türkischer Arbeit seien. Es war wenig daran zu tadeln, ausgenommen, daß der Schaft des einen Gewehres der Quere nach zerbrochen war und durch ein Stück Seil zusammengehalten ward. An keinem von beiden Schließern waren Feuersteine, die auch ganz überflüssig seyn dürften, da das Land jetzt (1831—32) tiefen Frieden hat."

„Eine der größten Schwierigkeiten bei Einführung des neuen Exercier-Reglements war die Abneigung der Soldaten gegen den Wachtdienst. Nichts kam ihnen so lächerlich vor, als mehrere Stunden lang mit dem Gewehr auf der Schulter auf und nieder gehen zu müssen, ganz wie die unruhigen Franken; dieselbe Pöffe aber auch in der Nacht zu spielen, betrachteten sie als die äußerste Abgeschmacktheit. In den guten alten Zeiten der Janitscharen hat man nie an solche Kindereien gedacht. Freilich würde damals eine Wache von gar keinem irdischen Nutzen gewesen seyn; denn diese Keblabschneider behielten das Monopol des Plünderns und Mordens für sich."

„Der Anzug des Türkischen Soldaten hat viel von seinem materiellen Effect verloren, ist aber zum wirklichen Dienste besser geeignet. Statt der pantoffelartigen Latschen trägt er jetzt starke mit Riemen befestigte Schuhe. Die ungeheuren ballonartigen Tschaschiks, die jede Bewegung hinderten, haben wollenen Pluderhosen Platz gemacht, die nach unten hin noch ziemlich weit sind, aber dennoch ein schnelles Vorrücken eben so möglich machen, als eine schnelle Flucht. Das glühende flatternde Dschebbi oder Bainisch vertritt eine knapp anliegende blaue Jacke, die nach vorn fest zugehängelt ist und den Gliedern ihren freien Gebrauch läßt. Die Turbane, unendlich verschieden an Form und Farbe, oft auch zerfetzt oder schmutzig, wandelnden Gifschwämmen vergleichbar, sind auf immer verschwunden. An ihrer Statt trägt der Soldat eine leichte rote Mütze mit einer blauen Troddel, die anmuthig von der Spitze herabhängt. Wenn man diese Kopfbedeckung und die immer noch bedeutende Weite der Pluderhosen abrechnet, so unterrichtet sich der Türkische Soldat nur wenig von einem Europäischen. Die Topischis (Artilleristen) tragen eine cylindrisch geformte Militärmütze, und es war Mahmud's Wunsch, dieselbe von vorn mit einem schmalen Schirm gegen die Sonne zu versehen. Allein die Ulema's widersetzten sich dieser Neuerung mit Erfolg. Man wendete ein, der ächte Moslim könne nicht sein Gebet verrichten, ohne den Boden mit seiner Stirn zu berühren, und ein lederner Schirm an der Mütze würde dies unmöglich machen. Da nun keiner auf den Gedanken kam, die Mütze könnte ja während des Gebetes umgedreht werden, so mußte der Sultan nachgeben, wie er schon früher gethan, als die Ulema's seiner Zumuthung, auch ihre Turbane abzulegen, sich widersetzten. Sie entgegneten ihm, sie seyen keine Knaben und wollten also keine Knabenmützen tragen."

„Der alte Geseß-Koder, der Divan und die Ulema's bestehen noch; allein die Letzteren, die sich — ein böses Omen für ihre Zukunft — im alten Palast des Janitscharen-Naga's befinden, werden vom Sultan nur in unwesentlichen Dingen noch konsultirt. Auch der Divan ist modifizirt worden und hat unter dem Namen eines Staatsrathes an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seinen Theil."

„Mahmud — sagt der Verfasser an einer anderen Stelle — hat für die Presse in seinen Staaten mehr gethan, als der wohlmeinendste Freund der Türken antizipiren konnte. Es erscheinen jetzt beinahe täglich Werke im Druck, die jeder Stadt Europas Ehre machen würden. Ich habe deren zu wenige gesehen, als daß ich sie aufzählen könnte; allein es sey mir erlaubt, von diesen wenigen hier zu reden. So hat Ischani Zadeh, einer der Ulema's, ein Werk über die Anatomie des menschlichen Körpers herausgegeben, einen Folioband von 300 Seiten mit 56 guten Kupferstichen. Der erste Theil enthält die beschreibende Anatomie, der zweite die Physiologie, der dritte die Therapeutik. Die Schwierigkeiten, welche das Lesen der Türkischen Schriftzüge darbietet, haben Viele veranlaßt, sich beim Schreiben Armenischer Buchstaben zu bedienen, die ein sehr einfaches und zierliches Alphabet bilden. Die große Mehrheit der Armenier ist mit ihrer eigenen Muttersprache nicht vertraut, sondern Alle reden von der Wiege an Türkisch, das sie jedoch mit Armenischen Buchstaben zu schreiben gewohnt sind, und hierauf beschränkt sich die ganz irrtümlich sogenannte Armenisch-Türkische Sprache. Fast alle religiöse Werke, die bis jetzt zur Vertheilung unter die Türken publizirt worden, sind auf diese Art gedruckt. Ich habe Türkische Uebersetzungen von Goldsmith's Römischer Geschichte, von Young's Nachtgedanken (!), von dem Opfer Isaak's, dem Verlaufe Joseph's, dem Leiden Christi u. s. w., Alles in Armenischer Schrift, gesehen. Diese waren größtentheils zu Venedig, unter den Aufsichten der Nechitaristen-Societät, gedruckt. Wenige Türken kennen die Armenischen Charaktere, daher die Armenisch-Türkischen religiösen Traktate ihnen von keinem Nutzen sind, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß man sie nur für Armenier bestimmt hat, die mehr Sinn für Lektüre haben als die Türken."

Ueber eine nicht unwichtige Verbesserung in der Bereitung des Leders lesen wir Folgendes:

„Wir trafen mit einem Manne aus Cornwallis zusammen, den die Türkische Regierung hatte kommen lassen, damit er die Englische Methode, das Leder zu bereiten, einführe. Alles in der Türkei geerbte Leder ist so schlecht, als nur immer möglich, und ein Paar Schuhe, das einen Monat hält, ein wahres Wunder. Während des letzten Krieges mit Rußland wurde der Mangel an dauerhaften Schuhen den Truppen sehr fühlbar, und aus dieser einzigen Ursache sollen Tausende zu fortgesetztem Antheil am Kampfe ganz unfähig

gewesen seyn. Diesem Uebel abzubelfen, hat sich der Sultan sehr für die Verbesserung der Qualität des Leders interessiert und ist einem Plane gefolgt, der die besten Resultate verspricht. Allein er sollte auch ein Paar Schock tüchtiger Schuhmacher ins Land ziehen, damit seine Unterthanen dauerhafte und zweckdienliche Schuhe machen lernten — ein Artikel, den man bis jetzt in der ganzen Türkei vermisst. Der erwähnte Englische Gerber sagte uns, es würde ihm schwer, aus der Türkei selbst gute Häute zu bekommen, die besten bezöge er aus Odessa."

An der Asiatischen Seite des Bosphorus befindet sich ein hoher Berg, zugleich ein Markstein, genannt das Riesengrab, den unser Reisender besuchte, bei welcher Gelegenheit er Folgendes erzählt:

„Der Kaffee wurde uns von einem stämmigen wild aussehenden Derwisch aufgetragen, dessen hohe weiße und kegelförmige Mütze ein sehr grotesker Theil seiner Kleidung war. Seine nackten Beine waren durch ein der Elephantiasis analoges Uebel (ohne Zweifel die Folge von Unmäßigkeit) fürchterlich angeschwollen. Diese Derwische ähneln den Mönchen katholischer Länder, nur daß sie kein Keuschheits-Gelübde ablegen. Gleich ihren Europäischen Brüdern sind sie im Allgemeinen etwas übel berüchtigt, und nur hier und da zeichnet sich Einer durch die Heiligkeit seines Wandels aus. Als wir ihm unseren Wunsch, das Grab zu sehen, zu erkennen gaben, schloß der Derwisch eine Pforte hinter der Kapelle auf und winkte uns mit einigen mystischen Geberden, einzutreten. Der umschlossene Raum hatte ungefähr 60 Fuß in der Länge, 30 Fuß Breite und ist von einer hohen steinernen Mauer umgeben. Den größten Theil des Raumes nimmt ein Blumenbeet (Klover-bed) von 50 Fuß Länge ein, mit einem turbanähnlichen Steine an beiden Enden. Dieses gilt für das Grab des Riesen. Ein enger Pfad gestattete uns, rings um das Monument zu gehen und die Statur des wunderlichen Heiligen zu bewundern."

„Unser schmutziger Freund, der Derwisch, hatte die Güte, uns etwas Näheres über den Mensch-Kolossen, dessen Gebeine hier vermodert seyn sollen, mitzutheilen. Sein Name war Huscha, oder Yuschua, was mit Josua (Jehoschua) oder Jesu (Jeschua) gleichbedeutend ist. Er war ein Neffe des Mose, oder, mit anderen Worten, ein Sohn Aarons, ein gewaltiger Prophet, der nur Muhammed nachstand, denn alle Gebete kamen durch seine Vermittelung direkt vor Gottes Thron. Der Mönch belehrte uns ferner darüber, daß nur ein Stück des Propheten hier ruhe, nämlich Haupt und Schultern; allein mit aller Vorsicht eines Menschen, der im Besitze eines wichtigen Geheimnisses ist, wich er unseren Erkundigungen nach dem Schicksal des übrigen Körpers aus. Es war eine Lieblingserbolung dieses Propheten, sich oben auf den Berg zu setzen und seine Füße in dem Bosphorus zu waschen, der in der Tiefe von einer Meile vorbeifließt. Ein anderer Zeitvertreib dieses Giganten war der, daß er sich in dem Bosphorus niedersetzte, das aus dem schwarzen Meer kommende Wasser mit seinem Rücken absperrte und, wenn es seine Schultern erreicht hatte, plötzlich aufsprang, so daß die in einem Nu entfesselten Wasser große Ueberschwemmungen verursachten. Eine Ausbuchtung in dem Marmor am einen Ende des Grabes ließ einen unserer Gefährten vermuthen, es könne hier vormals ein Kreuz gestanden haben, und der Türkische Aberglaube sey nur ein pseudo-christlicher aus zweiter Hand. Allein der Ursprung dieser monströsen Fabel ist vielmehr in der heidnischen Mythe zu suchen, die jenes Grab für die Ruhestätte eines Bithynischen Königes Amylos erklärt, der, auf seine Riesenstärke vertrauend, jedem den Bosphorus passirenden Fahrzeug einen Zoll abnöthigte, bis ihn Pollux im Faustkampf erschlug. So Apollonius in den Argonauticis. Andere Autoritäten geben der Sache eine andere Wendung. Der ebrliche Diosnysius von Byzanz erklärt den Platz für das ächte und authentische Bett des Herkules."

Mannigfaltiges.

— Aberglaube der Türkischen Fischer. Obschon die Türken die Griechen verabscheuen, so nehmen sie doch an, daß ihre Heiligen weise und gute Menschen gewesen seyen, und halten demnach ihre Fürbitte für nützlich, besonders in jener Welt. Wir hörten in Konstantinopel von einem lächerlichen Beispiel dieses Aberglaubens. Es besteht unter den Griechischen Fischern der Gebrauch, am Namensstage eines gewissen Heiligen (ich glaube des Demetrius) in Prozeßion ins Wasser zu gehen, um seinen Schutz auf das nächste Jahr zu erbitten. Als die Revolution in Griechenland ausbrach, enthielten sich die Griechischen Bewohner der Hauptstadt natürlich aller Dessenlichkeiten, und so wurde auch diese Ceremonie übergangen. Nun wollte aber der Zufall, daß der Fischfang gerade im nächsten Jahre für Türken und Griechen sehr lärglich ausfiel. Die Türken schrieben das Mißgeschick der Vernachlässigung des Heiligen von Griechischer Seite zu und zwangen die Griechen im nächsten Jahre, die gewohnte Prozeßion wieder zu halten, bei welcher Gelegenheit auch das Gebet vieler frommen Türkischen Fischer zu dem heiligen Demetrius emporsiege. (Sketches of Turkey.)

— Entschliche Wortverstümmelung. Jedermann weiß, daß der Türkische Name Stambul (für Konstantinopel) aus den Griechischen Worten *εὐς τῆς πόλις*, und Stanco (für Kos) aus *εὐς τῆς Κω* entstanden ist; allein die Abkunft von Negroponte dürfte wohl unseren Lesern nicht so bekannt seyn. Dieses Eiland hieß erst Cubba, dann Euripus (bei den Neugriechen *Ευρίπος*); daher *εὐς τῆς Λόβιας*, zusammengezogen in *Νεβριπο* (Nevripo) und verstümmelt in *Νεγριπο* (Negripo), was endlich durch die Italiäner zu Negroponte wurde.